4327 01. 10. 1930 Hi

A:

T: Fahne und Banner

FEVR. 30

Übereifkalender

Irgendwo in einer illustrierten Zeitung sah ich ein Bild von einem Kongreß, den in Belgien aus Anlaß der Jahrhundertfeier die Vereine abhielten — waren es Ackerbau-, Gesang-, Vögenschützenvereine, ich erinnere mich nicht mehr. Aber auf alle Fälle waren es durchaus friedliche Vereine. Man sah auf dem Bild, wie sie mit ihren Fahnen aufmarschierten, und die Fahnen flatterten im Wind und man wurde beim bloßen Anblick von Begeisterung erfaßt.

Komisch, nicht? Was so ein viereckiges Stück Tuch, das an einer Stange befestigt ist und hoch im Winde flattert, regelmäßig für eine Wirkung auszuüben vermag! Ist es nicht, wie ein Redner, der mit feurigen Worten in den Seelen stochert? Ruft es nicht laut und deutlich: Auf! In den Kampf für König und Vaterland! Wobei König und Vaterland ganz einfach ein Hekto Bier bedeuten können, oder eine Kartoffelsorte oder eine Rindviehrasse.

Schon die alten Deutschen nannten dies Stück Tuch an einer Stange fano, auf latein hieß es pannus, was sich sowohl in Fahne wie in Banner verwandelt haben kann. Dies sei nur erwähnt, um zu zeigen, ein wie altes Kulturinstrument die Fahne schon ist.

Und es war ja so einfach. Wer darauf hielt, daß ihm die andern folgten, der streckte die Hand hoch und rief: Mir nach! Aber wenn es viele waren, die ihm folgen sollten, sahen sie seine Hand nicht, er mußte schon sein Schwert in die Höhe recken, oder wenn er Zivilist war, seinen Stock. Waren es noch mehr, die ihm Gefolgschaft leisten mußten, so sahen sie auch das Schwert und den Stock nicht mehr, also band er daran sein Taschentuch oder seinen abgerissenen Hemdzipfel. So entstand die Fahne.

Sie bewährte sich.

Sie wirkte erstens durch ihre Farbe. Farben bedeuten von jeher etwas: Weiß = Frieden, Schwarz = Tod, Rot = Blut u. s. w. Die sieben Farben des Regenbogens lassen eine unendliche Zahl von Zusammenstellungen zu. Jeder konnte auf seine Anhänger mit der Farbe oder der Farbenzusammenstellung wirken, die das bedeutete, was er sich grade dachte.

Zweitens war das Fahnentuch lebendig. Es wehte, flatterte, rauschte, knatterte, knallte im Wind. Es mimte anhaltend einen wirklichen Kampf mit dem Element, das an ihm zauste. Es schien zu rufen: Seht mich, seht, wie mich der Sturm von meiner Stange reißen will und wie ich ihm lachend standhalte. Haltet fest an Euerm Schwur, wie ich an meiner Stange, klick klack klorum!

Das wird es gewesen sein, was die Fahne bei den Menschen, die an etwas festhalten wollten, so beliebt machte, dieser Eindruck lustigen, todesverachtenden Trotzes. Das wissen die Maler am besten. Sie malen ziehende Heere, über denen die Fahnen wehen, wie Adlergefieder, und man mag noch so pazifistisch gesinnt sein, man fühlt den Mut in der Brust und daß man begeistert mitzöge, wenn es einen anginge.

Es gibt außer den Fahnen noch die Standarten, die Banner u. s. w. Aber die die erfunden haben, wissen nicht, worauf es ankommt. Diese Abarten der Fahne sind steif und stumm, vornehm und feierlich. So ein schweres, goldbesticktes Banner läßt den Wind mit sich spielen, aber es kämpft nicht mit ihm. Es legt sich ihm gemächlich auf den Rücken und läßt sich von ihm streicheln und tragen, aber es haut ihm keine hinein, wie es so ein zorniger Fahnenzipfel manchmal tut, daß man es weithin knallen hört.

Fahne und Banner gehören zu den farbigsten Erlebnissen unserer Kindheit. Die Fahne war der Inbegriff des Kriegerischen, das Banner aber war von Feierlichkeit und Weihrauchduft umschwebt. Die Fahne war ein Schnupftuch, möglichst, aber nicht immer ganz sauber, mit einem Zipfel an die Spitze einer Haselgerte geknüpft. Dahinter marschierten die Hosenmatze mit hölzernen Schwertern im Spagat-Gurt und zeitungspapiernen Helmen und hatten vor rotglühender Kampflust die Münder weit offen stehen.

Die Banner aber trugen wir in der Prozession und unsere Gedanken waren dabei trotz der darauf gemalten Heiligen zumeist höchst weltlicher Natur. Das allein beweist schon die minderwertige Suggestionskraft des Banners.

Mercredi 1. 10. 1930